

**Ansprache von Frau Dr. Margit Naarmann,  
gehalten am 9. November 2006  
aus Anlass der Gedenkstunde für die Opfer der Reichspogromnacht  
am Denkmal für die ermordeten Juden Paderborns.**

---

**„O großer Gott,  
zu dessen Heiligung wir dieses Haus bauen wollen,  
schaue doch von Deinem heiligen Wohnsitz  
vom Himmel gnädig auf uns herab  
und segne die Gemeinschaft Israels  
und die Bewohner unserer Vaterstadt Paderborn. Amen.“**

Nur mit viel Phantasie können wir uns heute auf Grund alter Bilder das prächtige Bauwerk an diesem Ort, die Paderborner jüdische Synagoge, vorstellen, in deren Grundstein im Jahre 1881 diese Bitte niedergelegt wurde. Nur weniger als sechzig Jahre durfte die jüdische Gemeinde hier beten, bis die Synagoge in der Nacht vom 9. zum 10. November im Innern zerstört wurde und am nächsten Tag in Flammen aufging.

Wer konnte ahnen, dass den jüdischen Bürgern ihre Vaterstadt, für deren Bewohner sie bei der Grundsteinlegung so inständig gebetet hatten, schließlich zur tödlichen Heimat werden sollte?

Der heutige Tag ist der Erinnerung an die Pogromnacht am 9. November 1938 gewidmet, in der im gesamten Deutschen Reich die Synagogen brannten.

Kehren wir in Gedanken zurück zum 9. November in Paderborn vor 68 Jahren.

An diesem wolkenlosen, sonnigen Novembertag erfuhr die Bevölkerung, dass der deutsche Legationssekretär Ernst vom Rath in Paris den Schüssen des 17-Jährigen Herschel Grünsplan erlegen war. Für diesen Fall hatte die Reichsregierung der jüdischen Bevölkerung bereits Sanktionen angedroht. Dieses Ereignis des 9. November 1938, zugleich der 15. Jahrestag des missglückten Putsches von München, bildete den Vorwand für die schon lange geplanten Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung.

Mit dem Fernschreiben der Gestapo aus Berlin um 23,55 Uhr:

*„Es werden in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden, insbesondere gegen deren Synagogen stattfinden. Sie sind nicht zu stören“*

wurde der Pogrom in Bewegung gesetzt.

In Paderborn hatten die Partei und ihre Gliederungen in einer großen abendlichen Kundgebung ebenfalls des gescheiterten Putschversuches vom 9. November 1923 gedacht. Schnell verbreitete sich daher die vorerwähnte Aufforderung aus Berlin. Zahlreiche Aktionstrupps der SA und SS drangen in jüdische Wohnungen ein, zerschlugen die Inneneinrichtung, warfen Möbel und Hausrat auf die Straße und plünderten. Unter Beschimpfungen, Schlägen und Fußtritten wurden alle jüdischen Männer, zum Teil nur notdürftig

bekleidet, auf die Straße gezerrt und in das Polizeigefängnis in der Grube verbracht. Festgenommen wurden auch 14 Frauen und ein Kind.

Die Täter waren Bürger unserer Stadt, auch wenn dies noch häufig in Abrede gestellt wird.

Keinem der Beteiligten musste die aus Berlin eingegangene Weisung näher erklärt werden. Überall in der Umgebung brannten die Synagogen und Bethäuser. Noch unterblieb in jener Nacht mit Rücksicht auf das benachbarte St. Vincenz-Krankenhaus die Brandlegung der Paderborner Synagoge. Doch am nächsten Mittag wurde sie, nachdem Wasserschlauchleitungen zum Schutz der umliegenden Häuser ausgelegt worden waren, in Brand gesetzt. Als die Flammen die Kuppel erreichten, begann die Feuerwehr mit dem Löschen.

Am Nachmittag des 11. November wurden die männlichen Juden an den Ruinen ihres Gotteshauses vorbei – zum Teil für Wochen - in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Gebrochen an Leib und Seele kehrten sie später nach Paderborn zurück.

Was mögen sie empfunden haben, diese Paderborner Juden, deren überwältigende Mehrheit seit Generationen kein anderes Ziel kannte, als gute Deutsche zu sein, dazu zu gehören - und zum Wohl ihrer Vaterstadt beizutragen? Einen Teil ihrer Identität hatten sie aufgegeben in ihrer Liebe zu Deutschland.

Was haben sie empfunden, jene in Buchenwald zum Appell angetretenen Sänger des „Judenliedes von Buchenwald“: *„Wir sind die Kohns, die Isaaks und die Wolfensteiner, durch uns're Fratzen allgemein bekannt. Gibt's eine Rasse, die noch viel gemeiner, so ist sie sicherlich mit uns verwandt.“*

Die Nacht und der Tag, an dem überall die Synagogen brannten, hatten verheerende Folgen. Menschen waren getötet, Tausende verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden. Nach jahrelanger Entrechtung war das Deutsche Reich zu offener Ausplünderung und Gewalt übergegangen. Für diejenigen, die bis dahin noch nichts hatten wissen wollen, war es ein sichtbares Fanal dessen, was bereits geschehen war und bot einen Ausblick, was an Schrecklichem, an Morden und an Vernichtung noch kommen würde.

In dieser Nacht wurden die Lebensperspektiven Hunderttausender Juden in Deutschland endgültig zerschlagen. Zerschlagen waren die Errungenschaften von Humanismus und Aufklärung. Diese Nacht war ein öffentliches Erniedrigungsritual, das die Identität der Juden völlig untergraben sollte und letztlich in ihrer Depersonalisierung mündete. Die öffentliche Erniedrigung zog einen Trennungsstrich zwischen der „deutschen“ Öffentlichkeit und den Ausgestoßenen. Die Juden wurden außerhalb der Gesetze angesiedelt und nun zu Fremden, Feinden und Außenseitern stigmatisiert.

Was dachten und empfanden die Menschen, die Zeugen dieses furchtbaren Schauspiels wurden oder später an den rauchenden Trümmern vorbei eilten? Fürchteten sie, morgen könne auch ihr Gotteshaus brennen? Oder führten sie ihre alltäglichen Verrichtungen weiter, als wäre nichts geschehen? Brandstiftung, Vandalismus, Demütigung der Juden und Zerstörung ihrer Häuser waren öffentlich.

Doch wie ist das oft erwähnte „Schweigen“ der Bevölkerung zu verstehen? Als herzlos, passiv, eingeschüchtert, entsetzt? Oder könnte Schweigen in totalitären Diktaturen im Zweifel nicht Zustimmung oder Gleichgültigkeit, sondern stumme Ablehnung und Missbilligung bedeuten?

Wir erinnern uns daran, was der Pogromnacht folgte: die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bürger unserer Stadt.

Erinnerungstage können Gelegenheit bieten, abseits der abstrakten „großen“ Leidensgeschichte der Verfolgung anonymer Millionen Menschen uns den Opfern im eigenen lokalen Bereich zu nähern. Wir können uns emotional berühren lassen, wenn es uns gelingt, den Blick auf Einzelschicksale zu richten, um anhand ihrer stellvertretend zu erfahren, was so auch für Millionen andere Opfer galt. Denn die schiere Größe der Zahlen birgt die Gefahr, unser Vorstellungsvermögen zu übersteigen und so möglicherweise eher abzustumpfen als zum Nachdenken anzuregen.

Die gemeinsame Aufgabe, zu erinnern, bleibt nicht nur den Opfern geschuldet, sondern ist auch eine der Bedingungen für unsere eigene Fähigkeit zum Mitgefühl. Roman Herzog formulierte es so: „Lernziel - wenn man das überhaupt so nennen kann - wäre nicht nur eine möglichst genaue Kenntnis dessen, was im Dritten Reich geschehen ist, sondern auch so etwas wie eine Einübung in Empathie - und in Misstrauen gegen die großen Vereinfacherer.“

Erinnern wir uns daher und gedenken eines Opfers, des jüngsten Paderborner jüdischen Kindes Dieter Schönewald.

Wir sehen ein Foto vor uns, am 8. Juni 1941 aufgenommen: Dagobert und Selma Schönewald mit ihren beiden Kindern vor ihrem Haus in der Bachstraße 9, in dem ihre Kinder Manfred und Dieter 1930 und 1934 geboren worden waren. Schon seit Jahren leben die beiden Kinder isoliert ohne Kontakt zu Gleichaltrigen. Die Eltern wollen den schmerzhaften Schritt tun, sie durch die so genannte Kinderauswanderung ins rettende Ausland zu bringen; doch das gelingt nicht.

Dieter, der Jüngste, ist sieben Jahre alt, als er im ersten Transport mit Eltern und Bruder am 10. Dezember 1941 nach Riga deportiert wird. Mit etwa eintausend jüdischen Menschen, darunter 17 weiteren aus Paderborn, muss er nach einer qualvollen dreitägigen Fahrt den kilometerweiten Fußmarsch in das Ghetto Riga antreten – bei Temperaturen um Minus 12 Grad. Auf dem Weg dorthin sieht er, wie bereits Alte und Kranke, die nicht weiterkonnten, geprügelt und liegen gelassen werden. Bei der Ankunft im Ghetto sind die Spuren der großen Ermordungsaktion an den lettischen Juden noch nicht getilgt.

Was bedeutet es, mit sieben oder elf Jahren in einem Ghetto leben zu müssen, täglich konfrontiert mit Hunger, Angst und Tod?

Welche Nöte und Sorgen bedrückten die Kinder, die in ihren Eltern keine Stützen mehr finden konnten?

Dieters Mutter Selma war für kriegswichtige Arbeiten außerhalb des Ghettos eingesetzt. Als sie eines Abends mit ihrer Arbeitskolonne ins Ghetto zurückkehrt, empfängt sie Totenstille. Die alten und kranken Menschen und die Kinder, die sich sonst auf den Straßen aufgehalten haben, sind verschwunden. Das Ghetto ist – so die NS-Terminologie – „gesäubert“ worden. Selma Schönewald, die als einzige überlebt hat, sah ihre Kinder und ihren Mann nie wieder.

60 Jahre nach Kriegsende ist der Zeitpunkt abzusehen, an dem die letzten Überlebenden des Holocaust nicht mehr werden berichten können. Aus ihrem existentiellen Gebundensein an die NS-Vergangenheit werden dann keine Anstöße mehr kommen, wird sich die Erinnerung der Nachlebenden nur noch auf erzählte und dokumentierte sowie medial aufbereitete Geschichte stützen können. Mit dem Verschwinden der Zeitzeugen drohen Gedenken und Erinnerung zu einem bloßen Ritual zu erstarren.

Wir haben es zur rechten Zeit versäumt, unsere jüdischen Nachbarn auch in unsere Trauer um die Kriegsoffer, die Gefallenen und Toten aufzunehmen. Das jahrzehntelange Be- und Verschweigen von Schuld und Unterlassen hat Spuren des Vergessens in unserem Gedächtnis hinterlassen und äußert sich in einer weit verbreiteten Schlussstrichsehnsucht. Wir dürfen ihr keinen Raum geben.

Der Politikwissenschaftler Peter Reichel stellt fest: „Die deutsche Katastrophe wurde beklagt und beschrieben, auch beschönigt und beschwiegen, die jüdische Katastrophe überließ man den unmittelbar Betroffenen, den Juden selbst.“

Die Bereitschaft, der NS-Verbrechen aufrichtig zu gedenken, hängt auch von unserer Fähigkeit ab, sie als Teil unserer Geschichte in ihren Brechungen und Diskontinuitäten anzunehmen, selbst wenn das schmerzhaft ist. Auch wir Nachgeborenen tragen Verantwortung und sind keineswegs entlassen aus der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seinem Erbe. Es geht nicht um die ständige Anklage immer neuer Generationen, sondern um eine Einsicht in das, wozu Menschen fähig sind. Was einmal möglich war, bleibt immer denkbar. „Es ist geschehen“, schreibt Primo Levi in seinen Erinnerungen an das Vernichtungslager Auschwitz, „und folglich kann es wieder geschehen.“ Hieraus leitet sich ein unbedingter ethischer Imperativ ab.

Die Auseinandersetzung mit unserer Geschichte muss daher nicht nur um der Vergangenheit, sondern vor allem der Zukunft willen geführt werden.

Deshalb stellt sich uns heute die Frage, wie wir Menschenwürde, Freiheit und Frieden entschlossen schützen, wie aktuellen Gefahren für unsere Demokratie begegnen wollen. Das Bekenntnis zu den „dunklen Seiten“ der eigenen Geschichte verpflichtet zur gesamtgesellschaftlichen Orientierung in der Gegenwart, vor allem zu konkreten politischen Maßnahmen gegen Rassismus, Antisemitismus, Rechtsextremismus, Intoleranz und die Diskriminierung von Minderheiten.

Ein Gedenktag könnte uns aber auch zum Nachdenken über die Frage anregen: Was hätten wir heutigen in einer solchen Lage getan. Hätten wir Mut, Kraft und Ausdauer, vielleicht gar unser Leben eingesetzt? Die moralische und heroische Kraft derjenigen, die damals Widerstand geleistet haben, müsste von vielen ganz neu erfahren und erfasst werden.

In ihrem Tagebuch vermerkt Jenny Aloni, Kulturpreisträgerin der Stadt, am 23. Oktober 1986:

„Die Frage allein, wo warst du damals befriedigt nicht. Auch mit dem Zusatz nicht, was hast du gedacht, wie hast du dich verhalten? Hast du überhaupt gedacht? Habe ich das Recht zu fragen?“

Wie hätte ich selber mich verhalten, wenn Zufall oder Schicksal, das ist gleich, mich nicht zu einem der Opfer gemacht hätte. Befreit mich dieses Schicksal davor, mich der Frage zu stellen, wie hätte ich mich verhalten? Oder besser, wie verhalte ich mich in ähnlichen Situationen.

Nicht wie es am Ende kam. Da war nicht mehr viel Möglichkeit zum Widerstand. Aber am Anfang. habe ich den Spürsinn, Gefahr zu riechen und Passivität zu überwinden.

Mag sein dass Geschichte sich wiederholt, aber nur wie Spiralen sich wiederholen, nicht wie Kreise, die in sich selbst zurückkehren.“